

23]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Voll Bewunderung lauschte sie seinen Prahlereien und empfand nicht wenig Lust, es ihm gleich zu tun. Fast bedauerte sie jetzt ihre Wohlhabenheit; arm, wäre sie mit ihm durch die Wälder geschweift, von den Früchten der Erde lebend. Da sah er sie lange an und sprach:

„Du hast kein Gefühl, sonst . . .“

Einstmals erzählte er ihr von der „Kleinen“ der Ducs. Während einer langen Zeit sei ihm diese nachgelaufen, aber — mit den Mädchen ginge es wie mit dem Wild: sie brauchten ein gewisses Alter, um den Gaumen zu reizen. Germaine runzelte die Stirn, ein wenig eifersüchtig auf jenes Kind, das durch nichts zurückgehalten wurde. Dann hatte sie bloß ein mattes Achselzucken oder Kopfschütteln für ihre Träumereien, mit ihm sein Leben zu teilen: nie würde derlei durchführbar sein!

Sie hegte nun einen anderen Plan; er solle seinem Vagantenleben, das für beide eine unüberwindliche Schranke bildete, entjagen und ein gesekter, ernstler Landwirt werden. Er würde ein Reitpferd bekommen; auch könnte er trotz allem ein wenig wildern. Wie viele Pächter wilderten! „Das ließe sich hören,“ pflegte er dann sinnend zu erwidern. Die Hauptschwierigkeit aber lag darin, wie er zu einem Hofe gelangen sollte. Dann zermarterten sie sich den Kopf nach einer Lösung; Germaine zog sogar ihr mütterliches Erbe in Erwägung. Von ihrer Mutter müßte ihr doch etwas Vermögen zugefallen sein.

„Und das Forsthaus, weißt Du?“

Ihm wollte es recht drollig scheinen, daß er, Cachaprés, eines Tages das Haus eines Forstaußsehers bewohnen sollte; dergleichen hätte er nie für möglich erachtet, und er lachte herzlich mit seinem offenen Kinderlachen.

So glitten zwischen ihre Vorarbeiten ab und zu ganz ehrbare Zukunftspläne. Dann kam der Abend, die kleine Wanduhr schlug die Stunde, und der Moment des Abschieds wirkte vernichtend auf sie. Unter den langen, nicht endenwollenden Abschiedsküssen schmolz alle Erbheit dieser beiden starken Naturen dahin.

Sobald sie seinen Blicken entschwunden war, schlug sich Cachaprés in die Büsche, um nicht entdeckt zu werden; und sie sah von ferne seine hohe Gestalt immer kleiner werden in der eiligen Flucht, bis sie gänzlich verschwand.

Manchesmal wartete er unter den Blätterkuppeln den Anbruch der Dunkelheit ab. Allmählich erloschen die roten Blüten, dampfend tauchte der sinkende Tag in kalte Finsternis unter. Und nachdenklich, Gemüt und Sinne von dem Duft ihres Leibes umponnen, schlich er sich unter den hohen Bäumen dahin, nach der Hütte der Ducs.

Nie fragte ihn die Holzfällerin aus, in ihrem festwurzelnden Fatalismus sein verändertes Gebahren als etwas ebenso Selbstverständliches hinnehmend wie Regen und Wind, Brotmangel oder üppige Zeiten. Innerlich aber fühlte sie sich durch die Berufshenheit, die in die Lebensgewohnheiten des Burschen gekommen war, einigermaßen beunruhigt; er war wirklich nicht mehr der Mitz. Doch lieber hätte sie sich den Daumen abhacken lassen, als den Mund zu einer Frage aufgetan; kein Zweifel, er hatte ein Geheimnis!

Eines Tages sandte er sie nach der Stadt, von Bayole einen Vorschuß zu erbitten. Der Händler gab ihr wohl das Geld, beklagte sich aber bitter, daß er nie sicher im voraus auf Wildbret rechnen könnte. Sie schob die Taler in ihren Strumpf, und rasch schwand der Weg unter ihren hurtigen Schritten dahin.

„Das hat er Dir geschickt, und das hat er gesagt,“ berichtete sie.

Er schüttelte lachend den Kopf.

„Ich bin nicht in Stimmung. Mir scheint, es hat mich jemand beheit.“

Frohlich teilte er das Geld mit den Ducs, die ihm so oft Brot und Obdach gewährten.

21.

So vergingen die Tage.

Ueber Germainens Liebe war ein wenig Ermüdung gekommen. Diese ewigen Rendezvous mit ihren gleichförmigen Liebeszügen begannen sie anzuöden. Auch der ständige Zwang, den sie sich auferlegen mußte, um ihr Verhältnis geheimzuhaltten, trug zu ihrer Ernüchterung bei. Daß sie immer wieder lügen mußte, gereichte ihr so sehr zur Qual, daß sie manchenmal am liebsten ein Ende gemacht hätte. Dann träumte sie davon, wieder das ruhige, sorglose Mädchen von ehedem zu werden, da der Mann noch nicht in ihre Leben getreten, jede Stunde der Arbeit gewidmet war und die Tage in geregelter Laufbahn dahingeflossen waren. Nun feierte sie ganze Nachmittage lang; ein Gang zu müßiger Besonnenheit war über ihr Wesen gekommen, der sie vor allen gewohnten Tätigkeiten zurückschrecken ließ.

Dieser Ueberdruß, anfangs nur schwach, regete sich bei ihren Zusammenkünften immer deutlicher, bis sich schließlich eine ausgesprochene Langeweile einstellte.

Berjonnen schweiften dann ihre Augen über das Haupt ihres Liebsten hinweg. Die Stille der Hütte, die wie ein Geheimnis über ihrer Liebe lag, barg nun etwas Beängstigendes für sie, erschien ihr jetzt erschrecklich bedrückend und lähmend. Er wußte ihr von nichts anderem zu erzählen als vom Walde, von den Tieren, dem jungen Tag, der in den Gipfeln der Bäume zitterte. Sie hörte ihm zerstreut zu, nur mechanisch lächelnd oder unwillig die Brauen runzelnd. Ihr Mund öffnete sich zu einem Gähnen.

Eine Tages stellte er sie zur Rede:

„Sag, hast Du vielleicht schon genug?“

Hart und rauh hatte er diese Worte hervorgestoßen; seine Fäuste waren krampfhaft geballt. Aus Furcht vor seinem Zorn antwortete sie ausweichend:

„Weshalb glaubst Du denn das?“

Da fuhr er so wild empor, als ob er alles niederhauen wollte, dann pflanzte er sich mit verchränkten Armen vor ihr auf:

„Du mußt mir's nur sagen. Ich hab' genug Blei für uns beide.“

Bitternd hob sie die Augen. Auf seinem Gesichte lag kalte Entschlossenheit.

„Du dummes Narrchen,“ sagte sie, „bin ich denn anders als sonst?“

Er stampfte mit dem Fuße auf:

„Ja, ja, ja.“

Halb trozig, halb begütigend zuckte sie bloß die Achseln. Kopfschüttelnd betrachtete er sie. Endlich, da sie ihn so grauam leiden sah, überkam sie wieder eine weichere Regung; sie schmiegte sich an ihn.

„Da, sieh mir in die Augen!“

Er hielt noch immer den Kopf schief zu Boden gesenkt, wie ein knurrender Hund, der von seinem Herrn Schläge erhalten; aber langsam hob er seine umflorten Blicke, in denen Zorn und heiße Leidenschaft miteinander rangen.

„Na also,“ brummte er, „ich sehe Dich an. Was soll's?“

Nun lachte sie so herzlich, daß ihr rotes Rahmfleisch hervortrat.

„Was das soll? Ja — merkst Du denn gar nicht, wie lieb man seinen bösen Schatz noch immer hat?“

Da raubte ihm die Wollust seine ganze Kraft. Ihrent Kopf mit wahnsinnigen Küssen bedeckend, stieß er kläglich Seufzer aus, mit denen allmählich sein ganzer Schmerz dahinschwand. Plötzlich schleuderte er seine Miße heftig zu Boden:

„Verflucht! was bin ich für eine Memme!“ schrie er.

Sie klammerte sich an ihn, drückte ihren Busen an seine Brust. Doch er wehrte ihr.

„Du bist eine Here. Trennen wir uns!“

Doch seine ganze Kraft war unterbunden. Er brach neben ihr in die Knie, sich nur allzu gern von ihren liebkosenden, schmeichelnden Händen betören lassend. Dennoch war in ihm ein Zweifel zurückgeblieben, wie ein dumpfer Schmerz in einer ausgebluteten Wunde.

Sie wurde dessen inne.

„Du machst Dir Gedanken über mich,“ sagte sie, indem sie ihm mit einem Kusse die Zähne in den Nacken grub.

Er fürchtete all seine Dualen wieder aufzurühren und zögerte mit der Antwort; als sie aber weiter in ihn drang, entschloß er sich zu reden.

Ja, tatsächlich beschäftigte ihn der Gedanke, daß sie sich mit ihm zu langweilen scheine. Habe sie nicht eben jetzt wieder mehrere Male gegähnt? Dann habe sie's auch seit einiger Zeit immer so eilig mit dem Weggehen; zwei Tage sei sie gar nicht gekommen. Sie wolle sich ganz fachte von ihm zurückziehen. Das sei klar wie der Tag.

Germaine widersprach ihm mit Heftigkeit:

„Das ist nicht wahr! Wie kannst Du so etwas sagen!“

Durch den Anblick dieses trostbedürftigen Mannes von neuer Wärme befeelt, empfand sie das ehrliche Streben, ihm das Verblaffen ihrer Liebe zu verbergen.

So ging es während ein paar Wochen.

Dann machte sich langsam eine gewisse Müdigkeit geltend. Gern hätte sie einen Vorwand erdacht, um ihn ein paar Tage lang nicht zu sehen. Der Ueberschwang seiner Leidenschaft begann sie zu langweilen; nach einer kurzen Trennung wäre sie sicherlich wieder freudiger zu ihm gekommen. Und sie suchte nach einer Möglichkeit, ihm diese allmählich beizubringen ohne ihn zu erzürnen. Aber er hatte eine ganz andere Auffassung von der Liebe. Er begehrte sie voll und ganz; Tag und Nacht hätte er nichts anderes tun als sie betrachten, ihren heißen Atem, ihr warmes Leben an seiner Seite fühlen mögen.

Diese fast hündische Anhänglichkeit wurzelte in seinem tiefinnersten Wesen. Seine wahnwitzige Leidenschaft war sonder Arg und Fäden. Er liebte sie aus tiefster Seele mit restloser, treuherziger Hingabe. Es ereignete sich das Seltsame, daß alle Ränke und Schliche, die zur Zeit des Begehrens beim Manne waren, nach vollzogener Sättigung auf die Seite der Frau übergangen. Sie intrigierte, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, wie er früher alle erdenklichen Listen aufgeboden hatte, um Erhöhung zu finden.

Eines Tages, da sie den Moment für gekommen fand, nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und drückte ihn innig lieblosend an die Brust.

„Weißt Du, Schatz, wir haben uns viel zu lieb,“ sagte sie.

„Es heißt mir: er, daß allzu heftige Liebe nicht lange währt.“

Er maß sie mit einem vorwurfsvollen Blick:

„So sag', daß das eine Lüge ist; ich fühl' es ganz genau.“

Ein Augenblick blieb sie stumm, dann begann sie wieder:

„Na, es heißt ja nur so; ob es wahr ist, weiß ich nicht. Aber wenn man will, daß die Liebe ewig währt, dann sollt' man sich nicht so häufig treffen, glaube ich. Die verheirateten Leute, zum Beispiel . . .“

„Na, heraus damit, was ist's mit denen?“

„Die lieben sich nicht mehr. Oh! das ist ganz gewiß!“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich merke schon, was Du sagen willst.“

Sie schrak unmerklich zusammen, dann sah sie ihm voll ins Gesicht.

„Was?“

„Ich werd' Dir's gleich sagen. Du bist ein „Fräulein“ — ich bin bloß „ein Mann“. Du bist meiner überdrüssig.“

Er sprach ruhig und nachdrücklich, jedes einzelne Wort durch ein energisches Nicken mit dem Kopfe bekräftigend; nur in seiner Stimme zitterte es von verhaltener Erregung.

Er fuhr in seiner Rede fort:

„Auf diese Art also hättest Du mich bloß zu Deiner Unterhaltung genommen? Ich wär' in Deinen Händen nichts anderes als so'n Spielzeug? Ist es so oder nicht?“

Sie preßte ihm die Finger auf die Lippen:

„Du weißt selbst ganz gut, wie wenig wahr das ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Moses Weinstock.

Eine Erinnerung aus der Wanderzeit.

Von Artur Hebe.

Heute herrschte eine Tropenhitze hier im Süden von Delaware. Die Sonne brannte auf das Dach des hölzernen Stationshauses hernieder, daß der Teer in langen Fäden herniedertropfte. Grell stach sie auch auf das Schild über der Tür, das den schönen Namen „Brandywine“ trug. So hieß nämlich die Station. Mein Freund lag lang ausgestreckt im Schatten des Güterschuppens, sah durch das Fenster dem Beamten am Telegraphenapparat zu und klopfte

sich selbst von Zeit zu Zeit auf die Stelle seines Körpers, wo gutsituierte Leute den Bauch haben. Er hatte freilich keinen und ich auch nicht. Die letzten drei Tage hatten dafür gesorgt. Heute mittag aber hatten wir bei einem Farmer ein hochfeines Diner bekommen. Kurt hatte seinen Mann oder vielmehr seine zwei Männer dabei gestellt, und daher kam jetzt das Klopfen. Ich kauerte auf einer umgestürzten Pianofortekiste, kratzte meine Maisspeise aus und sah, wie ich glaube, ziemlich mürrisch drein. Ich hatte kein bißchen Tabak mehr. Jetzt wartete ich hier auf den nächsten Zug; ich war entschlossen, dann irgendetwas Menschen, gegebenenfalls den Präsidenten der Vereinigten Staaten, um Tabak anzusprechen. In einem Umkreise von einigen Meilen gab es hier nämlich keine Menschen, den Beamten und seinen Regierungen ausgenommen. Beide hatte ich schon erfolglos interviewt. Ich klopfte wütend meine Speise aus und blickte dann wieder sehnsüchtig die Gleise entlang, vom Zuge war noch nichts zu sehen.

Da kam um die Kurve herum ein Mann gelaufen: ob der wohl Tabak hatte? Ich betrachtete ihn aufmerksam, dann plötzlich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ja, war das möglich? Ich sah nochmals scharf hin: kein Zweifel, den kannte ich. Da sah und erkannte ihn auch Kurt, er sprang auf, wir sahen uns eine Minute sprachlos an; dann liefen wir ihm entgegen. Es war Moses Weinstock!

„Mensch, Moses, Weinstock! Wo kommst Du denn her?“ Er sah uns an und schüttelte mit einem wehmütigen Lächeln, das ich schon von früher her an ihm kannte, den Kopf; er schien uns nicht zu erkennen. „Bitte, meine Herren, kann man hier nicht bekommen einen Schluß Wasser?“ Himmel, wie sah der Mensch aus! Ich bemerkte das jetzt erst. Die Wangen hohl wie bei einem Skelett; die Augen lagen tief und brennend im Gesicht. Sein unsicherer Gang war mir schon aufgefallen. Wir zeigten ihm den Brunnen hinter dem Gebäude. Er trank gierig aus meiner Mütze; wir mußten sie wieder und wieder füllen. Endlich hatte er genug. Er setzte sich, wo er stand, auf die Erde nieder und murmelte etwas, was ich nicht verstand.

Wir hatten uns immer noch nicht von unserem Erstaunen erholt, diesen Mann hier, und unter solchen Umständen, zu treffen. Als wir vor mehr als zwei Jahren von Europa herüberfuhren, hatten wir im Zwischenland eine große Anzahl russischer Juden. Einer von ihnen, der ziemlich gut deutsch sprach und verstand, hatte mit uns Freundschaft geschlossen. Es war unser Weinstock hier. Manchen Abend hatte er uns durch Erzählungen aus seinem Leben und hauptsächlich aus seiner Militärzeit in Rußland, verkürzt. Er war der Sohn einer armen, aus Deutschland eingewanderten linderreichen Händlerfamilie. Geboren war er in Moskau. In Nischni-Nowgorod, wohin seine Eltern verzogen waren, hatte er das Schneiderhandwerk erlernt. Dann kam er zum Militär; und was er dort durchgemacht hatte, das war schuld daran, daß er später nach Amerika ging und jetzt hier lag, mit zerfetzten Schuhen und Kleidern, dürr und heruntergekommen, eine Ruine von einem Menschen. Er hatte es nicht gut gehabt bei seinem russischen Infanterieregiment. Die Offiziere hatten ihn geschimpft und geschlagen und ihm Strafen über Strafen zubüßert. Seine Mutter hatte ihm einige Male Sachen geschickt, er bekam sie nie; dann auch Geld, es verschwand. Als er wieder zehn Rubel nicht bekommen hatte, machte er seinem Unteroffizier Meldung. Der ließ ihm zehn Rubele geben und ermahnte ihn, nur vertrauensvoll derartige Sachen zu melden, er werde das seinige pünktlich erhalten. Moses verzichtete darauf und schrieb seiner Mutter, sie möge ihm nichts mehr schicken. Als er sich eines Tages krank melden wollte — er konnte nicht mehr laufen —, schlug ihn der Offizier ins Gesicht. Da beschloß Moses zu desertieren. Eines Nachts rückte er heimlich aus, lief zur Bahn und stieg auf einen Güterzug. Auf diese Weise kam er schnell ein gutes Stück vorwärts. Die Wänder hatten in der Nähe der deutschen Grenze stattgefunden, und deshalb erreichte er noch vor Morgengrauen das letzte russische Grenzstädtchen. Hier hatte er bald von Glaubensgenossen einige Zivilsachen, ein wenig Geld und einen falschen Paß bekommen. Auch schrieb er von dort unter einer Deckadresse an seine Mutter um Geld, er wolle nach Amerika flüchten. Er kam auch glücklich über die Grenze und erhielt in Königsberg von seiner Mutter die Mittel zur Reise. Auf dem Schiffe war er von den besten Hoffnungen erfüllt. „Sehen Sie, meine Herren, es wird nicht können werden schlimmer als in Rußland. Ich werde bekommen Arbeit und werde sparen, daß ich kann etwas schicken meiner Mutter. Es wird gehen.“

Und nun war es doch nicht gegangen, wie es schien. In New York war er gelandet; unser Ziel war Baltimore. Wir hatten noch manchmal seiner gedacht, hatten sein wehmütiges Lächeln und seine drollige Sprechweise erwünscht und gehofft, daß die bescheidenen Hoffnungen dieses armen Teufels im Dollarlande erfüllt werden möchten. Hier hatten wir ihn nun wiedergetroffen! Er tat mir unendlich leid. Als er eine Weile geruht hatte, fragte er mit leiser, müder Stimme: „Die Herren haben wohl nicht ein Stück Brot?“ Wir zwei „Herren“ sahen uns verlegen an, und ich mußte ihm leider versichern, daß er richtig geraten habe, wir hätten keins.

Kurze Zeit darauf kam der Zug. Kurt suchte eine aussteigende Dame verzweifelt an. Sie gab ihm einige Bananen und einen Pie (Obsttuchen). Kurt, der Pies ebenso gern aß wie ich, warf einem entsagungsvollen Blick darauf und gab ihn dann dem Juden; der aß ihn langsam auf. Ich hatte einem alten, weißbärtigen Herrn

eine Handvoll Cutplug abgebetelt, dann erhielt ich von dem Kutscher der Dame mit dem Pie eine Zigarre. Das übte auf mich eine so gute Wirkung aus, daß ich beim Abmarsch von Brandtwine aus Leibeskräften die Marcellasse pfliff. Der Telegraphenbeamte sah zum Fenster hinaus und schüttelte mißbilligend den Kopf. Kurt sah das und brach in ein schallendes Gelächter aus. Als ich fragte, warum er lache, meinte er: „Jetzt weiß ich erst, wo ich den Mann schon gesehen habe — im Affenhaus des Zoologischen. Sieht er nicht aus wie ein richtiger alter Pavian, wie er so böse hinter uns herguckt?“

Moses ging mit uns. Er erzählte uns in abgerissenen Sätzen seine Erlebnisse in Amerika; sie waren trüb und traurig wie die der meisten Einwanderer. Zuletzt hatte er in einem kleinen Städtchen, etwa 80 Meilen von hier, gearbeitet. Wegen Krankheit mußte er seine Stellung aufgeben, und als er wieder gesund war, fand er keine andere. Da faßte er den Entschluß, nach Philadelphia zu laufen. Aber vier Nächte im Freien und die magere Kost hatten genügt für seine Konstitution. Als wir eine halbe Stunde gelaufen waren, mußte er sich setzen und ausruhen.

(Schluß folgt.)

Peter Schlemihl.

Von Thomas Mann.

Eine neue Ausgabe von „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte“ verlockte mich, Chamisso's unsterbliche Erzählung wieder zu lesen — zum ersten Male zu lesen, genau genommen, denn ich war zu jung, als sie mir vordem in die Hände fiel. Ich las sie in einem Zuge, beinahe ohne aufzublicken, und mein Vergnügen, mein Entzücken dabei war so lebhaft, daß ich diesen Raum wohl dazu benutzen möchte, an ein paar Schönheiten dieses kleinen Meisterwerkes deutscher Erzählungskunst zu erinnern und auszusprechen, wie innig und unmittelbar es noch heute, fast hundert Jahre nach seiner Entstehung, zu unterhalten vermag.

Es fängt ganz realistisch und bürgerlich an, wenn auch auf unbestimmten Grund und Boden, und die eigentliche Kunstleistung des Erzählers besteht darin, daß er die realistisch-bürgerliche Mäure bis ans Ende und beim Vortrage auch der fabelhaftesten Begebnisse mit aller Genauigkeit festzuhalten weiß: dergestalt, daß Schlemihls Geschichte wohl als „wunderbar“ im Sinne selten oder nie erhörter Schicksale wirkt, zu denen ein irrender Mensch berufen war, aber nie eigentlich als wunderbar im Sinne des Außernatürlichen und Unverantwortlich-Märchenhaften.

Der Schauplay ist, wie gesagt, unbestimmt. Schlemihl, den man sich als einen schlichten, bedürftigen, jungen Mann, als Studenten oder Kandidaten etwa, vorzustellen hat, landet nach langer, beschwerlicher Seefahrt am Ziel seiner Reise, einer großen Stadt am Ozean, und bemüht sich, seinen mitgebrachten Empfehlungsbrief Herrn Thomas John, einem reichen Willenbesitzer, auf dessen Protektion er Hoffnung setzt, bescheidenlich zu überreichen. Herr John empfängt ihn im Park, im Kreise seiner Gäste, so gut und so schlecht, wie ein reicher Mann einen armen Schluider eben empfängt. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million“, wirft der dicke Gallerte gesprächsweise hin, „der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!“, eine Aeußerung, die der arme Schlemihl mit feufzendem „D, wie wahr!“ bekräftigt und die so seine Rüterungsbedürftigkeit erweist. Aber seine Zustimmung gefällt Herrn John, und er wird eingeladen, an der Garden-Party teilzunehmen.

Es geschieht nun, daß ein schönes Fräulein sich an einem Rosendorn die Hand verlegt. Man ruft nach Englischem Pflaster und ein „stiller, dünner, hagerer, längerer, ältlicher Mann“, um den sich niemand kümmert, ist in der Lage, damit aufzuwarten. Aus der „inapp-anliegenden“ Schobtasche seines altfränkischen, graustattenen Rodes bringt er eine Vriestafche zum Vorklein, entnimmt ihr das Gewünschte und überreicht es dem Fräulein, ohne Dank und Aufmerksamkeit dafür zu ernten. Dieser Mann ist anspruchslos, demütig, dienstbereit. Als Herr John ein Fernrohr fordert, um ein weit auf dem Ozean gesticktes Schiff zu beobachten, zieht er mit bescheidener Verneigung den verlangten Gegenstand aus der Tasche — aus seiner „eng anliegenden“ Rodtasche, die auch die Vriestafche birgt. Ein wohl ausgerüsteter Mann. Und was in so einer Rodtasche bei geschickter Verpackung nicht alles Platz hat! Aber wie wird dem Erzähler, als der blasse Mann, nach und nach und je nach Bedarf aus seiner „eng anliegenden“ Rodtasche einen türkischen Teppich, ein komfortables Lustgezeil und drei aufgezümmte Reitpferde hervorzieht?!

Es ist der Teufel, und er ist vorzüglich gezeichnet — namentlich in der nun folgenden Szene zwischen ihm und Schlemihl auf dem freien Rasenplatz. Nichts von Pferdefuß, Dämonie und höllischem Witz. Ein überhöflicher, verlegener Mann, der rot wird (ein köstlich überzeugender Zug), als er die entscheidende Unterredung wegen des Schattens einleitet, und den auch Schlemihl, zwischen Respekt und Grauen schwankend, mit bestürzter Höflichkeit behandelt. Was der sonderbare Liebhaber ihm für den Schatten zur Auswahl bietet, sind gute, altvertraute Dinge: die ehle Springwurz, die Kraunwurz, Besheylfennige, Raubtaler, das Telleruch von Nollands Knappen, ein Galgenmännlein, Fortunati Wilschhüttlein, neu und haltbar wieder restauriert, und die Erzählung nimmt hier auf bekannte und

nicht wohl bezweifelbare Sagen- und Märchenmotive Bezug, wodurch sie einen neuen Argent von Legitimität und Vertrauenswürdigkeit erhält. Der betörte Schlemihl wählt den Glücksfädel, und es folgt jener unbezahlbare, vom Illustriator mit vielem Humor veranschaulichte Moment, wo der Graue niederbetet, mit bewunderungswürdiger Geschäftlichkeit Schlemihls Schatten vom Kopf bis zu den Füßen leise vom Grafe löst, zusammenrollt, faltet und in die Tasche steckt.

Die Sache ist nun die, daß jeder, Mann, Weib und Straßengunge, sofort bemerkt, daß Schlemihl keinen Schatten hat und ihn mit Hohn, Mitleid, Absehen deswegen überschüttet. Ich bin hier nicht ganz so bedenkenlos wie etwa im Punkte des Glücksfädels. Wenn mir in der Sonne ein Mensch begegnete, der keinen Schattenwürfe, — würde es mir auffallen? Und wenn es mir wirklich auffiele, würde ich nicht einfach im stillen auf irgendwelche mir unbekannt optische Ursachen schließen, die die Entstehung eines Schlagschattens in diesem Falle zufällig verhindern? Gleichviel! Eben die Unkontrollierbarkeit und Unentscheidbarkeit dieser Frage ist das treibende Motiv, der eigentliche Witz und Einfall des Buches, und die Voraussetzung zugegeben, so ergibt alles sich mit erschütternder Folgerichtigkeit.

Schlemihl rettet sich vor seinen Verfolgern in eine Kutsche, und bitterlich weinend fühlt er eine erste Ahnung seines Unglücks bei sich aufsteigen. Aber der Beutel ist fein, und er läßt sich zum vornehmsten, glücklichsten nach Norden gelegenen Gasthof fahren und verschließt sich sofort in den gemieteten Prachtzimmern. Dort zieht er den fatalen Säckel aus der Brust, und „mit einer Art Mut“ greift er Gold und aber Gold heraus, streut es auf den Estrich, schreitet darüber hin, sinkt greifend, wühlend, schwelgend darauf nieder und verbringt so den Tag und den Abend, bis ihn bei einfallender Nacht Erschöpfung übermannt und er, auf Dufaten gebettet, einschlummert. Am nächsten Morgen muß er das Gold, da der Säckel es nicht wieder verschlingen will, mit saurem Schweiß in dem großen Schrank seines Kabinetts verstauben; denn keins seiner Fenster öffnet sich über der See.

Was folgt, ist die Schilderung einer scheinbar bevorzugten und beneidenswerten, aber romantisch elenden, innerlich mit einem düsteren Geheimnis einsamen Existenz, — und schlichter, ergreifender, wahrer, erlebnishafter, persönlicher hat nie ein Poet ein solches Dasein darzustellen und der Empfindung nahe zu bringen gewußt.

Dabei ist das Entscheidende, daß es dem Dichter längst gelungen ist, uns in die Vorstellung von dem Wert und der Wichtigkeit eines gefunden Schattens für die Honettität eines Menschen so vollkommen einzuspinnen, daß wir Ausdrücke wie „düsteres Geheimnis“ nicht mehr als übertrieben empfinden, sondern vielmehr in einem Mann ohne Schatten den geschlageneiten und ansößigsten Mann unter der Sonne erblicken. Wir sehen den reichen Schlemihl des Nachts bei Mondschein in einen weiten Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, sein Haus verlassen, getrieben von dem selbstquälereischen Wunsch, die öffentliche Meinung zu prüfen, sein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen. Wir sehen ihn sich ducken unter dem Mitleid der Frauen, dem Hohn der Jugend, der Verachtung der Männer, namentlich der Wohlbelebten, „die selbst einen breiten Schatten werfen.“ Wir sehen ihn zerrissenen Herzens nach Hause wandern, da ein holdes Kind, das von ungefähr ihr Auge auf ihn sandte, beim Anblick seiner Schattenlosigkeit das schöne Antlitz mit dem Schleier verhällte und gefentten Kopfes vorüberging. Seine Neue über den Handel ist grenzenlos. Keiner seiner Versuche, des grauen Mannes wieder habhaft zu werden, wird von Erfolg gekrönt. Und die Episode mit dem Kunstmalen, den Schlemihl in der schwachen Hoffnung zu sich beruft, daß er ihm einen künstlichen Schlagschatten werde malen können, der ihm aber mit „durchbohrendem“ Wlode antwortet: „Der keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das ist das Vernünftigste und Sicherste.“ — diese festsam eindrucksvolle Episode bildet einen Abschnitt.

Mit der größten Lebenswahrheit ist hierauf geschildert, wie Schlemihl sich mit seinem Fluche so leidlich einzurichten sucht. Seinem Kammerdiener, einem Burtschen von guter Physiognomie, hat er in weicher Stunde sen schimpfliches Gebrechen bekannt, und der Wadere, obgleich entsetzt, überwindet sich, der Welt zum Trost, bei seinem gütigen Herrn zu bleiben und ihm nach Kräften zu helfen. Er umgibt ihn mit Sorgfalt, ist überall vor und mit ihm, sieht alles vorher und, größer und stärker als Schlemihl, überdeckt er ihn in Augenblicken der Gefahr geschwind mit seinem eigenen, prächtigen Schatten. So wird es Schlemihls ermöglicht, sich unter den Menschen zu bewegen und eine Rolle zu spielen. „Ich mußte freilich viele Eigenheiten und Launen scheinbar annehmen“, sagte er. „Solche stehen aber dem Reichen gut.“ Eine Bemerkung von entzückender nobelstischer Chiffre. Aber eine eitle Liebelei, an der sein Herz keinen Anteil hat und die zur schmähligen Entdeckung seines Males durch das betreffende Fräulein führt, setzt seinem Aufenthalt in der Stadt ein plötzliches Ende, und Hals über Kopf löst er seinen Hausstand auf und entflieht mit Postpferden „über die Grenze und das Gebirge“, um erst „am anderen Abhang“ in einem wenig besuchten Wadeort Halt zu machen.

Hier trifft ihn das wahre Schicksal seines Herzens, und jene währende Episode entwickelt sich, die ein unsterbliches Thema romantischer Poesie: die Liebe des Gezeichneten, Gehechten, Infamen, Verdamnten zu einem reinen und abnungslosen Mädchen, in stiller, bürgerlicher Menschlichkeit abwandelt.

Einzugsgepränge empfängt Schlemihls Kutsche eine Stunde

vom Ort, „auf einem sonnigen Plan“. Man hält den Fremden für „den guten König von Preußen“, der sich auf Reisen befinden soll. Und unter den weißgekleideten Ehrenjungfrauen befindet sich die Holde, an die er sofort sein Herz verliert, während er doch, in Angst vor der Sonne, seine Scham, seine Verzweiflung in den Grund seines Wagens verbergen muß und nur durch den treuen Wendel die Schöne mit einer diamantenen Krone schmücken lassen kann.

Bei einem Feste, das Schlemihl, der sich als „Graf Peter“ am Ort niedergelassen hat, der Bevölkerung unter den Bäumen seines Gartens gibt, sieht er die Geliebte wieder, und das unselbige Joch mit dem Forstmeisterstinde spinnt sich an. Nichts fehlt dabei, weder die unschuldig eitle Kupperei der Mutter und die wieder Ungläubigkeit des Vaters, noch die Gewissensqual des Verwendenden, die Ahnungen des Mädchens, ihre zärtlichen Versuche, in das Geheimnis des Geliebten einzudringen. Hier herrschen ein so bewegter Ernst des Ausdrucks und ein solches novellistisches Wahrheitsdetail, daß man die Phantastik der Voraussetzungen völlig vergißt, daß auch der Dichter sie völlig vergessen zu haben scheint. Schlemihl lebt und liebt unter all den Vorichtsmaßregeln, die sein Gebrechen ihm auferlegt. „Ich nahm nur am Abend unter meinen Bäumen oder in meinem nach Wendels Angabe geschickt und reich erleuchteten Saale Gesellschaft an.“ Wenn er ausgeht, so ist es nur, um sich von Wendel überwacht und überschattet, nach dem Friseurgarten zu stellen. Er martert sich mit Vorwürfen, daß er, ohne Schatten, „mit tückischer Selbstsucht diesen Engel verderbend, die reine Seele an sich gelogen und gestohlen“ habe. Er ringt noch dem Enischlusse, sich ihr selber zu veraten; er schwört es ab, sie wiederzusehen, und am Abend treibt es ihn dennoch in ihre Arme. Er sagt ihr, daß er sterben muß, wenn sich sein Schicksal nicht ändert und entscheidet, und sie antwortet ihm, ganz Weib, ganz mitleidige Hingabe an den beladenen und schuldigen Mann: „Bist Du elend, binde mich an Dein Elend, daß ich es Dir tragen helfe.“ Aber der aufgehende Mond dämmernd am Horizont. „Meine Zeit war um.“

Es kommt die Katastrophe, der Verrat durch den ungetreuen Diener, der seinen Herrn um Millionen Dukaten bestohlen und sein Geheimnis erforcht hat, die Zusammengabe Minas mit eben diesem schurkischen, nun aber sehr reichen Mascar, — und der graue Mann, der seine Stunde gekommen glaubt, tritt mit dem Pergament auf den Plan, durch dessen Unterfertigung Schlemihl seinen Schatten zurückerkaufen soll. Der trodene, echt geschäftsmäßige Wortlaut des jeelenverläuferischen Schriftstücks ist vorzüglich. Und nicht minder sind es auch hier die Dialoge zwischen Schlemihl und dem Grauen, der sich selbst als einen „armen Teufel“, „eine Art von Gelehrten und Physikus“ bezeichnet, welcher auf Erden keinen anderen Spah habe, als sein bisheriges Experimentieren, und mit so ergötzlicher Abfälligkeit von der menschlichen Seele spricht. Um sein Opfer zur Verzweiflung zu bringen, breitet er Schlemihls Schatten, der ihm aufwarten muß, zu seinen eigenen Füßen aus und läßt nicht ab, mit perlsider Ueberredungseigenen seinen Antrag zu erneuern. Aber Schlemihl mehr aus „persönlichem Widerwillen“ denn aus „Grundfähen und Vorurteilen“ bleibt fest, und Wendel beendet den Austritt, indem er mit seinem Kreuzdornmittel den grauen Physikus ins Weite treibt. Nichts erfreulicher, als diese Einzelheit, daß der Böse „als sei er solcher Behandlung gewohnt“, sich stillschweigend, mit gebücktem Kopf und gewölbten Schultern, von einem rechtschaffenen Würschen den Buckel zerbläuen läßt!

Ich erinnere ferner an die Erzählung von Schlemihls toller Jagd nach dem herrenlosen Schatten und von der Kasperlei zwischen ihm und dem Unsichtbaren, mit der allerliebsten Pointe: „Nun ward mir auch das ganze Ereignis sehr natürlich erklärbar. Der Mann mußte das unsichtbare Vogelneß, welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten, unsichtbar macht, erst getragen und jetzt weggeworfen haben.“ Ja so! . . . Ich erinnere an, die phantastische, auch von Preetorius (dem Zeichner) sehr fein gezeichnete Scene im Garten, wo Schlemihl mit dem Grauen unsichtbar — nur die beiden Schatten sind sichtbar — auf der Bank sitzt und die Gespräche zwischen den Forstmeisterleuten und Mina belauscht, wobei der Kampf zwischen Gut und Böse so heftig sein Inneres zerreißt, daß er ohnmächtig wird. Ich übergehe seine Flucht bei Nacht und Nebel vom Grabe seines Lebens, die vielerlei Bissen und dialektische Hinten, mit denen sich der Versucher auch weiterhin an seine Sohlen festet. Ich übergehe auch das letzte, entscheidende Zwiegespräch in wilder Landschaft, wo er den Teufel zwingt, die gräßlich entstellte Gestalt des Herrn Thomas John aus seiner Tasche zu ziehen, worauf Schlemihl durch entschlossenes Hinwegschleudern des Sündenjäckels sich auf immer seines Verfolgers entledigt. Und ich eile zu der schönen, verständlichen und doch so strengen und großartigen Schlusswendung.

Durch eine gnädige Fügung gerät Schlemihl in den Besitz der Siebenmeilenstiefel und wird so, „durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen“, zum Ersah an die weite Natur gewiesen. Die geographische Akkuratess, mit der der Verfasser die Niesenmärsche seines Helden bezeichnet, ist wiederum ein Mittel, die Phantastik seiner Angaben realistisch zu stützen, und bezeichnend für seine Umsicht sowohl wie für seine unaufgäbliche Kunst, das Märchenhafte plausibel zu machen, ist der glänzende Reine Einfall von den „Hemmschuhen“. Indem hier der

geläufige Begriff des Hemmschuhes ohne weiteres und mit der unschuldigsten Miene auf die Pantoffeln übertragen wird, die Schlemihl über die Stiefel zieht, wenn er normale und keine Siebenmeilenstritte zu machen wünscht, erhöht das ganze Wunder einen Charakter bürgerlicher Wirklichkeit, den es im Märchen niemals besaß.

Schlemihl also wandert von den Höhen des Tibet durch Asien von Osten nach Westen und tritt in Afrika ein. Dort, in der Wüste bei Theben, unter den Höhlen, wo früher christliche Einsiedler wohnten, findet er die Friedensstätte, wohin er stets von seinen Forschungen zurückkehren, seine Studien ausarbeiten und mit einem anhänglichen Pudel hausen wird. Er findet gelegentlich einer Störung seiner Gesundheit durch allzu jähen Temperaturwechsel die ehemalige Geliebte als Krankenpflegerin wieder (denn Mascal hat der Teufel geholt). Er läßt sie wissen, daß es auch ihm nun besser gehe als damals, und daß, wenn er hübe, es die Wübe der Verjöhnung sei. Er kehrt zur Wissenschaft zurück, er ist es, der die Geographie vom Innern Afrikas und von seinen östlichen Küsten festgesetzt hat, er arbeitet rüstig an einer Flora, einer Fauna und wird Sorge tragen, daß vor seinem Tode seine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden. „Ich habe“, sagt er, „seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit stillem, strengem, unausgesetztem Fleiß darzuthellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehangen.“ Hier wird die phantastische Improvisation dialektischer Einbildungskraft zum Bekenntnis. Und wird sie es erst hier?

Das Buch war ein Welterfolg. Franzosen und Engländer, Holländer und Spanier übersehten es, Amerika druckte es England nach, und in Deutschland ward es mit den Zeichnungen des Dickens-Illustrators Cruikshank wieder aufgelegt. Hofemann (der humorvolle Zeichner des vormärzlichen Berlin) soll, als man es ihm vorlas, außer sich vor Vergnügen und Spannung an des Lesenden Lippen gehangen haben. Das will ich glauben.

Kleines feuilleton.

Die 24-Stunden-Uhr.

Die Zählung der Tagesstunden von 1—24 hat einen neuen Fortschritt gemacht: sie hat sich einen Teil des Eisenbahnverkehrs in Frankreich erobert. Auf dem Pariser Westbahnhof St. Lazare empfängt den Reisenden jetzt der Anblick einer neuartigen Uhr, deren Zifferblatt einen doppelten Kreis von Zahlen anweist. Im inneren stehen die Ziffern von 0—11, im äußeren die von 12—23.

Ein Mitarbeiter der Wochenchrift „Cosmos“ gibt eine Anregung zur weiteren Verbesserung eines solchen Zifferblattes, das zu einer weiteren Verbreitung bestimmt ist. Er meint, daß die Ziffern von 12—23 auffälliger bezeichnet sein müßten, als die von 0—11, da in den ersten sechs bis neun Morgenstunden das öffentliche Leben eine weit geringere Lebhaftigkeit besitze. Er schlägt inselgedessen vor, die Ziffern von 12—23 auf dem Zifferblatt doppelt so groß anzubringen, als die für die erste Hälfte des Tages. Man könnte aber auch noch weiter gehen und eine andere Teilung vornehmen, die dem Bedürfnis noch mehr entgegenkommt. Auf dem äußeren größeren Kreis wären nämlich die Stundenahlen von 9—20, also von 9 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends aufzutragen, während auf den kleineren Innenkreis die Stunden 0—8 und 21—23 fallen würden. Natürlich lassen sich noch mehr Experimente anstellen, aber der Mensch ist bekanntlich ein Gewohnheitsstier und verträgt gerade Neuerungen an den Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs nur schlecht.

Am leichtesten würde sich die 24-Stunden-Uhr vorläufig wohl einführen lassen, wenn die entsprechenden Zeichen der Zeiten in Kursbüchern und an allen anderen Stellen durchgeföhrt werden würden, das Zifferblatt der Uhr aber unbedändert bliebe. Daß z. B. mit der Angabe 21 Uhr 30 Minuten daselbe gemeint ist, was man jetzt 9 $\frac{1}{2}$ Uhr abends nennt, läßt sich leicht verstehen und merken, auch ohne daß das Zifferblatt der Uhr dafür eine Unterstüfung gibt. Man würde zunächst die betreffende Umrechnung doch vornehmen müssen, ehe man sich ganz an die Neuerung gewöhnt hat. Die Anordnung von 24 zum größeren Teil doppelten Ziffern auf dem Zifferblatt der Uhr scheint dagegen erheblichen Schwierigkeiten zu begegnen.

Technisches.

Ägyptische und altgriechische Webstühle. Im alten Aegypten gab es bereits zwei Arten von Webstühlen, eine von horizontaler Form, die sich mit einigen Abänderungen bis auf den heutigen Tag in Aegypten und in Ostpersien erhalten hat, und eine zweite von senkrechter Stellung. Im alten Griechenland waren nur aufrechte Webstühle im Gebrauch, bei denen die Fäden der Kette durch Gewichte straff gehalten wurden wie bei den im mittleren und nördlichen Europa verbreiteten Formen. Die Griechen kannten die Spule, vielleicht auch die Rige. Die Weberei war bei ihnen durchaus Sache der Frauen. Die Entwicklung des Gewerbes scheint bei den Griechen unabhängig von ägyptischem Einfluß erfolgt zu sein, obgleich die Weberei bei den Aegyptern bereits auf einer höheren Stufe stand.